

WAS BLEIBT, WENN EIN KIND GEHT

Kinderintensivkrankenschwester Carmen Eckerstorfer darf sich bei unserem Pflege-Voting über den dritten Platz freuen. Ein Gespräch über Nähe, Verlust und heilende Momente gesprochen..

REDAKTION: Nicole Madlmayr | FOTO: Uschi Wolf

Seit 20 Jahren begleitet sie Familien durch ihre schwersten Stunden – mit leiser Stärke, ehrlichem Mitgefühl und einem guten Gespür für das, was unausgesprochen bleibt. Wir haben mit Carmen Eckerstorfer gesprochen, die als Krankenschwester auf der Kinderintensivstation im Kepler Universitätsklinikum Med Campus IV arbeitet – und dabei weit mehr leistet als medizinische Versorgung. Sie schenkt Nähe, spürt, was Eltern brauchen, und ist da, wenn sie den Boden unter den Füßen verlieren.

Sie arbeiten seit 20 Jahren auf der Kinderintensivstation. Was hat Sie zu diesem emotional so fordernden Bereich geführt?

Carmen Eckerstorfer: Schon als Kind habe ich gewusst, dass ich einmal Krankenschwester werden möchte. Der Wunsch, mit Kindern zu arbeiten, war früh da – und die Stelle auf der Kinderintensivstation hat sich dann eher zufällig ergeben. Es war eine freie Position, für die ich dann eine zweijährige Zusatzausbildung absolvieren musste. Die ersten sechs Monate war ich nie allein, immer an der Seite einer erfahrenen Kollegin. Es war eine sehr intensive Zeit, aber ich habe schnell gespürt: Hier gehöre ich hin. Was mich besonders berührt hat – und bis heute begleitet – ist die Situation der Eltern. Sie erleben unvorstellbare Belastungen, wenn ihr Kind bei uns liegt. Natürlich werden sie mitbetreut, aber das reicht nicht. Ihre Bedürfnisse, ihre Ängste, ihre Hilflosigkeit brauchen Raum und Zuwendung. Und genau dafür wollte ich da sein.

Sie erleben täglich Situationen voller Schmerz und Trauer. Wie gelingt es Ihnen, selbst psychisch stabil zu bleiben?

Für mich ist meine Arbeit keine Belastung, son-



dern ein Geschenk. Ich habe früh gemerkt, dass ich besonders gern für Familien da bin, deren Kind nicht mehr lange leben wird. Vielen meiner Kolleginnen fällt das nicht so leicht – was ich absolut verstehe. Ich weiß, dass ich den Verlauf nicht verändern kann – aber ich kann einen Unterschied machen, indem ich Halt gebe. Ich selbst habe keine Kinder, und ich glaube, das hilft mir in diesen Momenten. Es trifft mich nicht auf der Ebene des eigenen Mutterseins – das lässt mir Raum, um stabil zu bleiben und dennoch empathisch da zu sein.

Wie kann diese Begleitung aussehen?

Ich bin da – ohne Erwartungen, ohne Druck. Oft wissen die Eltern in ihrer Ausnahmesituation gar nicht, was sie brauchen. Aber sie spüren, ob jemand präsent ist und die Energie hält. Wenn ein Kind verstirbt, frage ich den Vater zum Beispiel vorsichtig, ob er sein Kind noch einmal waschen möchte. Manchmal kommt ein schockiertes „Nein“. Dann beginne ich langsam, das Kind zu waschen. Und oft ist es so, dass der Vater plötzlich neben mir steht und zum Waschlappen greift – ganz still, ganz selbstverständlich. Das ist der Moment, in dem ich mich zurückziehe. Solche Erfahrungen wiegen schwer, aber sie heilen auch. Oft sind es genau diese Momente, die Eltern später als wertvoll erleben. Denn nichts belastet einen später mehr als das, was man nicht getan hat.

Bleibt in Ihrem Alltag überhaupt Zeit für solche menschliche Nähe – trotz der hohen Arbeitsbelastung?

Ehrlich gesagt: viel zu selten. Unsere Arbeit ist nicht planbar, und wenn ich ein verstorbenes Kind mit den Eltern begleite, bleibt meine restliche Arbeit auf der Station liegen. Das übernehmen dann meine Kolleginnen und Kollegen, was eine enorme Herausforderung für das ganze Team ist. Ich arbeite seit 20 Jahren auf der Kinderintensivstation – und der Personalschlüssel ist heute noch immer derselbe wie damals. Dabei ist die medizinische Versorgung viel komplexer geworden. Schon allein deshalb wäre dringend mehr Personal nötig.

Trotz allem sagen Sie, Ihre Arbeit laugt Sie nicht aus. Was gibt Ihnen Kraft?

Es ist die Gewissheit, dass ich etwas Gutes für die Familien tue. Ich weiß, dass ich für sie da bin – wirklich da. Und das

”

Ich empfinde es als Geschenk, diese Familien begleiten zu dürfen.

Carmen Eckerstorfer

gibt mir Energie. Viel anstrengender sind für mich die Rahmenbedingungen, starre Strukturen und fehlende Ressourcen. Das raubt mir eher die Kraft.

Mit Ihrem Buch „IntensivLeben“ geben Sie Eltern schwerkranker Kinder Orientierung. Was war für Sie Grund, dieses Buch zu schreiben?

Ich habe erlebt, wie Eltern nach dem Tod ihres Kindes mit leeren Händen aus dem Krankenhaus gehen – das hat mich tief getroffen. Also habe ich gemeinsam mit einer Kollegin eine Infobroschüre für verwaiste Eltern erstellt. Daraus ist später mein Buch entstanden. Gerade in Ausnahmesituationen brauchen Eltern Klarheit und Halt. Ich wollte ihnen etwas an die Hand geben, das erklärt, was auf einer Kinderintensivstation passiert – von der Aufnahme bis zur möglichen Entlassung. Je mehr sie wissen, desto weniger ausgeliefert fühlen sie sich. Mein Ziel war es, ihnen ihre Handlungsfähigkeit zurückzugeben – auch in diesen schwierigen Situationen.

Was macht so eine Extremsituation mit Eltern?

Sie ist überwältigend. Viele Eltern sind in einem Schockzustand. Weil sich alles auf das Kind konzentriert, geraten die Bedürfnisse der Eltern aus dem Blick. Aber wer am Bett seines Kindes steht und nicht weiß, ob es überleben wird, durchlebt eine potenziell traumatische Erfahrung. Deshalb habe ich mich fortgebildet – in Krisenintervention, Notfallpsychologie und Traumabegleitung. Ich wollte verstehen, was in solchen Momenten in Menschen vorgeht, und wie ich sie wirklich gut begleiten kann. Eltern schenken uns in diesen Situationen ein enormes Vertrauen – und genau damit können wir gut arbeiten.

Wie gehen Sie mit der Balance zwischen Nähe und professioneller Distanz um?

Für mich funktioniert es nur mit professioneller Nähe. Ich muss spüren können, was die Familie braucht – und mich emotional darauf einlassen. Aber ich kenne auch meine eigenen Grenzen. Ich weiß, wann es mir nicht mehr guttut, und dann schütze ich mich. Ein Moment, der mich besonders berührt hat, war der Tod eines kleinen Jungen, der in einem Gartenteich ertrunken war. Als seine Schwester gekommen ist und ihm ihr Gute-Nacht-Lied vorgesungen hat, hat es mich tief getroffen – vielleicht auch, weil ich selbst einen kleinen Bruder habe. Aber ich habe diese Emotionen zugelassen und mit der Familie geweint. Ich glaube, es wäre für Eltern sogar verstörend, wenn wir in solchen Momenten völlig emotionslos blieben.

Sie wurden von einer Mutter für unser Pflege-Voting nominiert, deren Sohn verstorben ist. Was bedeutet Ihnen das?

Ich hatte Gänsehaut, als ich von meiner Nominierung erfahren habe. Was für eine Wertschätzung! Für mich war schnell klar, dass ich diesen Raum nutzen werde. Nicht für mich, sondern für all die verwaisten Eltern, die in unserer Gesellschaft oft unsichtbar bleiben. Ich wünsche mir, dass sie endlich gesehen werden. Das ist mein Herzensthema – und hier darf in Zukunft noch vieles entstehen. ●



BUCHTIPP:
„IntensivLeben“
Carmen Eckerstorfer
Trauner Verlag, € 24,90